



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Haape-Baden-Baden, W.: Sprachliche Wendungen und Moden

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Inspektor einen Schiedsrichter, der Bergwerksbesitzer ebenso, und die beiden Schiedsrichter fällen die Entscheidung. Können auch sie sich nicht einigen, so ernennen sie gemeinschaftlich einen Dritten. Das dreiköpfige Kollegium entscheidet dann endgültig, ohne daß Berufung dagegen zulässig wäre.

Uneingeschränktes Lob verdient für die Bekämpfung der Grubenkatastrophen die nordamerikanische Bundesregierung. Sie hat durch ihre Veröffentlichungen in den letzten Jahren auf die Bedeutung der Frage immer wieder hingewiesen. Sie hat Mühe und Kosten nicht gescheut, um auch wissenschaftlich und durch Experimente festzustellen, wodurch die meisten Grubenunglücke in Amerika entstehen und wie sie vermieden werden könnten. Sie hat in einer Vorstadt von Pittsburg ein Miniaturbergwerk gebaut, das zu Experimenten und zum Unterricht in bergbaulichen Sicherheits- und Hilfsmaßregeln dienen soll. Sie hat Hilfskolonnen ausgebildet, die bei Grubenunglücken Verwendung finden sollen, und hat alle möglichen Maßregeln ergriffen, um die gesetzgebenden Körperschaften der Einzelstaaten wie die privaten Bergwerksbesitzer zu veranlassen, ihr auf diesem Wege zu folgen. Sie hat die besten Sachverständigen aus Europa berufen, um bei der Beratung aller dieser Fragen ihre fachmännischen Erfahrungen nutzbar zu machen, kurzum, sie hat mit aller erdenklichen Tatkraft Mittel und Wege zu finden gesucht, die es ermöglichen müssen, daß an den schwarzen Diamanten Nordamerikas in Zukunft nicht mehr so viel Menschenblut klebt wie bisher.



Sprachliche Wendungen und Moden

Von W. Haape-Baden-Baden



ie das Leben selbst, so wandelt sich naturgemäß auch die Sprache, der Ausdruck und Spiegel des Lebens. Neue Gedanken und Anschauungen, neue wissenschaftliche und technische Errungenschaften fordern sprachliche Bezeichnung, und wenn deshalb neue Wörter geschaffen oder bestehenden Ausdrücken neue Beziehungen gegeben werden, so haben wir es nur mit einer notwendigen Fortbildung der Sprache zu tun.

Neben dieser gebotenen Ergänzung des Sprachschatzes werden aber fortwährend neue Wörter oder alte Wörter in neuer Bedeutung in den Sprachgebrauch eingeführt, ohne daß ein Bedürfnis dafür bestände. Solchen Neuerungen kann das gerechtfertigte Bestreben zugrunde liegen, der Sprache mehr Mannigfaltigkeit und Farbe zu verleihen, sie mit neuen Bildern dauernd zu bereichern. Sie können aber auch einfache Spielereien sein, Modewörter, die man bildet

und verwendet, wie man neue Hemdkragen oder Stulpenknöpfe erfindet und in Gebrauch nimmt. Wie es Modegigerln gibt, die ihren Ehrgeiz darein setzen, stets die neueste Kragenform zu tragen, so gibt es Sprachgigerln, die sich jedes neuen Wortes mit Begierde bemächtigen und sich sehr überlegen dünken, wenn sie uns mit einer sprachlichen Neuheit verblüffen können.

Die eigentlichen Modewörter verschwinden meist, sobald sie den Reiz der Neuheit verloren haben. Ich blicke auf eine lange Reihe von Jahren zurück und habe immer auf sprachliche Dinge geachtet. Wie viele Modewörter habe ich schon entstehen und vergehen sehen! In meiner Jugend kam z. B. das Wort „gottvoll“ auf als Ausdruck des Entzückens und der Bewunderung; welche Freude für die Sprachgigerln! In ähnlichem Sinne waren Fremdwörter hochbeliebt: „Scharmant“, „superb“, „magnifique“; auch „grandios“, „pittoresk“, „grotesk“ hörte man oft; die Genüsse des Gaumens waren immer „delikat“. Ich erinnere mich, daß die „Fliegenden Blätter“ in den fünfziger oder sechziger Jahren diese Modetorheit verspotteten in einem Gespräch zweier Damen, die sich bei dem Anblick einer schönen Landschaft in Fremdwörtern überbieten und zuletzt zu den Ausrufen versteigen: „wie arabesk!“ „wie analog!“ „wie pädagog!“ Dann war alles Große und Schöne mit einem Male „fabelhaft“. Etwa um dieselbe Zeit kam auch „furchtbar“ als Ausdruck der Steigerung auf. „Ich freue mich furchtbar“. „Er ist so furchtbar nett“ war das Zugwort eines beliebten Lustspiels.

Allen diesen Ausdrücken entstand ein überlegener Nebenbuhler in „kolossal“. Dieses Wort bürgerte sich so sehr in die deutsche Rede ein, daß ich es sogar in der beinahe unglaublichen Verbindung „kolossal klein“ gehört habe. Nach einer verbürgten Anekdote sollen ja die Araber bei den Pyramiden die Deutschen an dem Ausruf „Kolossal!“ erkannt haben, der sich unseren Landsleuten beim Anblick dieser Wunderwerke regelmäßig entrang. Heutzutage gibt man sein Entzücken vernünftigerweise in deutscher Sprache kund, die ja an Ausdrücken reich genug ist, und schwärmerische junge Fräulein, denen „wundervoll“, „wonnig“ u. dgl. zu wenig sagen, flöten: „einfach süß!“

In den letzten Jahrzehnten hat die Einführung neuer Wörter stark zugenommen. Die Ursache dieser Erscheinung liegt zum Teil offenbar darin, daß die Technik und die Naturwissenschaften unseren Gesichtskreis fortwährend erweitern. Aber sie liegt auch in dem Drang unserer Zeit nach Neuem, Eigenartigem, das vom Gewöhnlichen und Hergebrachten abweicht. Dieser Zug zeigt sich ja selbst in Kleinigkeiten und Außerlichkeiten. Man „reformiert“ öfters sogar die Bücher, indem man unzweckmäßigerweise die Seitenzahlen auf den unteren statt auf den oberen Rand setzt, die Zwischenräume zwischen den Zeilen mit Schnörkeln ausfüllt u. dgl.

Von den rein technischen Ausdrücken sehe ich hier ab. Viele der neuen Wörter sind offenbar reine Modewörter; sie blühen eine zeitlang, dann welken sie hin. Mehrere dieser Blumen sind in der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen

Sprachvereins schon gebührend gekennzeichnet worden: ‚Milieu‘, ‚Reford‘, ‚intim‘, ‚Note‘, ‚erstklassig‘, ‚großzügig‘ usw. Vor Jahren überraschte mich ein Sprachgigerl mit dem schönen englischen Worte ‚tiptop‘; neulich las ich mit Entsetzen ‚up to date‘ („das Neueste und Vollkommenste“). Auch diese Blüte wird bald vergehen. Etwas länger wird vielleicht der ‚Snob‘ leben, weil er recht anschaulich eine Menschenklasse bezeichnet, die in modernen Großstädten stark vertreten ist, und feiner klingt als unser ‚Fakke‘.

Ernster zu nehmen sind einige neu oder in neuer Bedeutung gewonnene Zeitwörter.

Gegen das der Technik, insbesondere der Elektrizitätslehre, entlehnte ‚ausschalten‘ ist gewiß nichts zu erinnern. Das Wort wird wegen seiner Neuheit (Grimm kennt es noch nicht) bis zum Überdruß angewendet und die ebenso brauchbaren Wörter ‚ausschließen‘, ‚ausscheiden‘ usw. laufen Gefahr, vergessen zu werden. Die beliebten Ausdrücke ‚anschnelden‘ (eine Frage) und ‚abschnelden‘ (gut oder schlecht) sind sicherlich nicht zu beanstanden, wenn sie mit Maß angewendet werden; in der gewählteren Sprache sind sie nicht immer am Platz.

Die Einführung der aus ‚quer‘ gebildeten Zeitwörter ‚durchqueren‘, ‚überqueren‘, ‚queren‘ war ein glücklicher Griff; nur werden sie noch oft falsch angewendet. Die „Mitteilungen für Sprachheken“ haben schon darauf hingewiesen, daß es verkehrt ist zu sagen: Wir durchquerten den Tunnel. Quer heißt: der Breite nach, eine Längsrichtung kreuzend. Aber auch da, wo in der Tat eine Querrichtung gegeben ist, kann das Wort durchqueren unpassend sein. Verbindungen wie einen freien Platz durchqueren (wenn man ihn überschreitet), einen Bach oder Fluß durchqueren (wenn man über den Steg oder die Brücke geht) widerstreben dem Sprachgefühl. In allen diesen Fällen würde das einfache ‚queren‘ passen und genügen. Mit dem Worte Queren, das in der Bergmannssprache schon vorkommt, gewinnen wir ein kurzes und bequemes Wort, ähnlich gebildet wie das französische *traverser* aus *travers*, quer.

Ein eigenartiges Wort ist ‚ausgerechnet‘. Wer es erfunden (modern: ‚geprägt‘) hat, weiß ich nicht, man kann oft auch nur vermuten, was es bedeuten soll. Meist scheint es für ‚gerade‘ (im Sinn des früher gebräuchlichen ‚just‘) zu stehen, z. B. in dem Satz: „Der Verfasser sagt auf den folgenden Seiten ‚ausgerechnet‘ das Gegenteil von dem hier Behaupteten.“ Was das mit Rechnen zu tun hat, weiß ich nicht; aber das Wort ist „*apart*“. Einige andere neue Ausdrücke möchte ich nur der Vollständigkeit halber anführen: ‚abflauen‘ (vom Winde hergenommen; die Bewegung flaut ab u. dgl.), ‚abebben‘ (in ähnlichem Sinn), ‚restlos‘ (erschöpfend). Alle diese Wörter sind sprachlich nicht zu tadeln, ihr Gebrauch ist Geschmackssache. Eine Zeitlang schwelgte man förmlich in ‚voll und ganz‘ und ‚unentwegt‘. Diese Worte sind wohl hauptsächlich durch den Mißbrauch, der mit ihnen getrieben wurde, ziemlich aus der Mode gekommen.

Eine gewisse Neuerungsucht zeigt sich nicht selten in der willkürlichen Änderung bestehender Wortformen und Wortverbindungen. Man scheut sich in

Deutschland nicht, an dem Bestand der Sprache, dem ehrwürdigen Erbe unserer Väter, willkürlich zu rütteln und zu modeln und dadurch eine förmliche sprachliche Unsicherheit hervorzurufen. So besteht z. B. eine wahre Verwirrung hinsichtlich der Aktiv-Endungen *=ig* und *=lich*. Ungeachtet aller vom Sprachverein gegebenen Belehrungen liest man immer wieder ‚vierteljährige Zahlung‘, dagegen ‚abschlägliche Antwort‘. Statt ‚unleidlich‘ schreibt ein Besserwiffer auf eigene Faust ‚unleidig‘, weil es ja auch heißt: leidig! Die Sprache ist in diesen Dingen nicht immer folgerichtig. Dem einzelnen aber steht es nicht zu, nach Gutdünken Änderungen vorzunehmen.

Der Bestand der Sprache ändert sich auch dadurch, daß vorhandene Wörter ausgeschieden werden. Manche Wörter veralten mit dem Wechsel des Geschmacks oder der Verhältnisse; das ist ein natürlicher Vorgang. Das Wort ‚Frauenzimmer‘, das vor vierzig oder fünfzig Jahren noch ganz gebräuchlich war, ist ziemlich abgekommen. Das ist nicht so sehr zu beklagen. Aber auch viel wertvolles Sprachgut ist im Lauf der Jahrhunderte verloren gegangen. In meiner Jugend — vor etwa fünfzig Jahren — gab es bei uns noch einen ‚Bescher‘ im Sinn von Inspektor. Manche gute alte Berufsbezeichnungen leben noch in Eigennamen bei uns fort, z. B. Küchler (Zuckerbäcker), Bader, Scherer (Barbier), Kräusler, Kreisler (Friseur), Waibel (in Feldwebel noch erhalten, früher auch für polizeiliche Vorgesetzte gebräuchlich; jetzt sagt man Sergeant od. dgl.), wie die Rosenformen mancher Vornamen noch als Familiennamen fortbestehen, so Luz (Ludwig), Dieß (Dietrich), Uz (Ulrich), Bez (Berthold), Göß (Gottfried).

Etwas anderes ist es natürlich, wenn gewisse Wörter als sprachwidrig mit Absicht aus der Sprache entfernt werden. Man sucht jetzt mit Recht manchen Staub, der sich in den Schreibstuben an unsere edle Sprache angelegt hat, zu beseitigen. Aber bei diesem gewiß löblichen Bestreben ist, wie ich glaube, immer eine gewisse Zurückhaltung geboten.

Gegen das hinweisende Fürwort ‚derjenige‘, das rückbezügliche Fürwort ‚welcher‘, sowie das hinweisende ‚derselbe‘ ist ein hochnotpeinliches Verfahren eingeleitet. Sie sind angeklagt, die Majestät der deutschen Sprache durch Steifleinigkeit zu beleidigen und in strafbarer Verbindung zum gefürchteten „papiernen Stil“ zu stehen. Vielleicht ist es mir gestattet, einiges zugunsten der Angeklagten vorzubringen.

Es ist bekannt, daß wir Deutsche, wie andere Kulturvölker, neben der Sprache des gewöhnlichen mündlichen Verkehrs eine gehobene Sprache, die des Redners, und die Schriftsprache haben. Die Sprache der Dichtung kommt nicht in Betracht; man kann weder ein Gesetzbuch, noch eine wissenschaftliche Abhandlung, noch einen Geschäftsbrief in der Sprache der Goetheschen Lyrik schreiben. Es ist auch bekannt, daß wir im gewöhnlichen Verkehr nur einen verhältnismäßig kleinen Teil unseres Sprachschatzes — die Zahl der Wörter wird auf einige Tausend berechnet — gebrauchen. Wir Deutsche sind in der mündlichen Rede ja besonders zurückhaltend und sparsam bis zur Nachlässigkeit im Gegensatz zu

den romanischen Völkern. Die gehobene Sprache aber soll sich durch Reichtum, Schönheit, Kraft des Ausdrucks, die Schriftsprache ganz besonders durch Genauigkeit und Deutlichkeit auszeichnen. In der mündlichen Rede wird der Deutlichkeit und dem Nachdruck durch Betonung und Geberde nachgeholfen, in der Schriftsprache aber muß der Ausdruck selbst treffend und klar sein.

Das Wort ‚derjenige‘ habe ich auch in der gewöhnlichen Rede nicht selten gehört. Ich habe dreißig Jahre lang fast täglich mit Leuten aus den verschiedensten Ständen verkehrt und erinnere mich an Äußerungen wie folgende: „Derjenige, der mir das angetan hat“; „Derjenige, der das sagt (mundartlich hieß es: wo das sagt), ist ein Lügner“. Das Wort ‚derjenige‘ sollte hier der Hinweisung Nachdruck geben.

Luther, gewiß ein vollstümlicher Schriftsteller, hat das Wort öfters, auch Fischart u. a. Wir finden es auch bei unseren Klassikern, so bei Goethe z. B. in Wahrheit und Dichtung S. 2 der großen Ausgabe: „Dasjenige, was wir von andern gehört“; Schiller: „Anders ist der Studierplan, den sich der Brotgelehrte, anders derjenige, den der philosophische Kopf sich vorzeichnet“.

Das rückbezügliche Fürwort ‚welcher‘ ist seit Jahrhunderten in der Sprache des Redners und in der Schriftsprache heimisch (wie im Französischen ‚lequel‘ neben ‚qui‘, im Italienischen ‚il quale‘ neben ‚che‘.) Unsere besten Schriftsteller wenden es häufig an. In Wahrheit und Dichtung finde ich es auf den ersten sechs Seiten zweiundzwanzigmal.

An Stelle dessen soll nun auf einmal das „vollstümliche“ ‚der, die, das‘ treten. Auch das schon berührte ‚derjenige, diejenige, dasjenige‘ soll durch das „vollstümliche“ ‚der, die, das‘ ersetzt werden. Vielleicht darf man auch ‚dieser‘ und ‚jener‘ nicht mehr anwenden, denn unser Volk sagt fast nur: ‚der da‘ und ‚der dort‘. Überdies ist ‚der‘ zugleich Nominativ masc., Dativ fem. der Einzahl sowie Genetiv der Mehrzahl des bestimmten Artikels; ‚die‘ ist Nominativ und Akkusativ fem. der Einzahl und der Mehrzahl; ‚das‘ Nominativ und Akkusativ neutr. der Einzahl des bestimmten Artikels usw. Es wimmelt also geradezu von ‚der‘, ‚die‘, ‚das‘, welche durch die Schrift in ihren verschiedenen Bedeutungen nicht zu unterscheiden sind. ‚das‘ klingt außerdem noch an die Konjunktion ‚daß‘ an.

In der gewöhnlichen Rede stört uns das nicht, wir unterscheiden durch Betonung; sind auch gewöhnt, nachlässig zu sprechen und auf Schönheit der Sprache keinen Wert zu legen. In der Schriftsprache wie in der Sprache des Redners kann jene Einförmigkeit aber aufs allerunangenehmste auffallen und selbst Unklarheit herbeiführen. Wenn ich lese: „Der Mann, der für die Sicherheit der Fürsten zu sorgen hatte und zu dem König Leopold einmal sagte usw.“, nehme ich an, der Mann habe zu dem König Leopold etwas gesagt. Aber das Umgekehrte ist der Fall, wie sich aus dem weiter folgenden: „Sie sind mein Schutengel“ ergibt. Durch ‚welchem‘ wäre der Zweideutigkeit abgeholfen.

Klingt es schön und macht es dem Reichtum unserer Sprache Ehre, wenn ein Reichstagsabgeordneter sagt: „Erfreulich sind die schweren Strafandrohungen für diejenigen, die die aus der Konkursmasse in den Besitz eines anderen übergegangenen Waren als noch zur Masse gehörig bezeichnen“? Schade, daß er nicht ‚die, die die‘ gesagt hat; dann würde der Satz noch mehr an die berühmte behördliche Verfügung erinnern: „Die, die die, die die amtlichen Plakate immer abreißen, zur Anzeige bringen, erhalten eine Belohnung“.

Bei Goethe wird man derartige Wiederholungen nicht leicht finden. So sagt er z. B. „Die untergehende Sonne, gegen welche die Fenster gerichtet waren“. „Die Krönung Karls des Siebenten, bei welcher der französische Gesandte herrliche Feste gegeben“ usw. Erst in neuerer Zeit schreibt man unbedenklich ‚der der‘ und ‚die die‘. Auch in der feierlichen Rede wird das vollere Wort ‚welcher‘ manchmal passender sein als ‚der‘, z. B. Schiller: „Gustav Adolf, die einzige Quelle, aus welcher alle Autorität floß, das einzige Ziel, auf welches der handelnde Krieger die Augen richtete“.

Nun zum dritten Angeklagten: ‚derselbe‘. Das Wort ist in der Doppelbedeutung von *is* und *idem* schon sehr alt. Bei Gebr. Grimm ist es in beiden Bedeutungen angeführt und im Sinn von *is* mit zahlreichen Beispielen vom fünfzehnten Jahrhundert an belegt. Für unser oberdeutsches Volk hat das Wort nichts Befremdendes. ‚Derselbe‘ (mundartlich ‚der sell‘), ‚selber Mann‘ (‚seller Mann‘), daraus auch ‚selbiger‘ im Sinn von *is*, *ille vir* ist noch häufig zu hören. Goethe, Schiller und andere gute Schriftsteller gebrauchen das Wort öfters. Z. B. Wahrheit und Dichtung: „Ihr (der Großmutter) Abscheiden war für die Familie von um so größerer Bedeutung, als es eine völlige Veränderung in dem Zustande derselben nach sich zog“. Goethe wollte offenbar die Wiederholung des Fürwortes ‚ihr‘ vermeiden und die Beziehung auf die Familie deutlicher hervorheben. „Das Nachschaffen der neuen Bücher, das Binden und Einreihen derselben betrieb er mit großer Gelassenheit“.

Bismarck, dessen Stil ja als Vorbild einer volkstümlichen Schreibweise aufgestellt wurde, vermeidet die beanstandeten Wörter durchaus nicht. In den drei ersten Kapiteln seiner Gedanken und Erinnerungen zählte ich vierzig ‚welcher‘, zehn ‚derselbe‘ (demonstr.) und vier ‚derjenige‘.

Ich beantrage hiernach die Freisprechung der drei Angeklagten. Sie sind unschädlich und können an passender Stelle gute Dienste leisten. Wörter, die seit Jahrhunderten zum Bestand unserer Sprache gehören und nicht ohne Grund in diese aufgenommen wurden, sollten, wie ich meine, nicht ohne Not, förmlich zwangsweise, aus ihr entfernt werden.

Wie ich soeben aus einem Aufsatz einer gelese-^{nen} Zeitung ersah, gibt es in der Tat Leute, welche die Wörter ‚dieser‘, ‚jener‘, ‚solcher‘ aus der Schriftsprache hinauswerfen wollen, weil das Volk diese Ausdrücke nicht gebrauche. Auf diese Weise kann man unsere Schriftsprache allerdings sehr vereinfachen; ob verschönern, das ist eine andere Frage. Zu so einschneidenden Maßregeln

wäre wohl auch nur eine Akademie der deutschen Sprache oder ein Sprachamt zuständig. Daß eine solche Behörde geschaffen werde, ist gewiß der Wunsch eines jeden, dem daran liegt, daß unsere Sprache vor Regellofigkeit und Willkür bewahrt wird.

Auch auf den Satzbau hat sich der Wechsel des Geschmacks, und ein wenig auch der Sprachsport, ausgedehnt. Die Schachtelsätze, für die man früher eine große Vorliebe hatte, sind erfreulicherweise so ziemlich verschwunden und fristen nur noch in einzelnen gerichtlichen Entscheidungsgründen u. dgl. ein kümmerliches Dasein. Man ist nun aber manchmal in das entgegengesetzte Extrem verfallen: man löst die Verbindung zwischen den einzelnen Satzteilen auf und zerreißt die Sätze in Bruchstücke, in Atome, oder unterläßt es ganz, förmliche Sätze zu bilden. Dieser Mode huldigen selbst namhafte Schriftsteller. So las ich in einem Aufsatz von H. Grimm: „Dennoch wollte er wirken. Und glaubte zu wirken. — Die Korrespondenz ist nicht maßgebend für beide. Keine Briefe, nur lose Zettel. — Vor einem Jahre starb er. Ohne Krankheit. In vollem Bewußtsein seines Zustandes.“ Kleinere Geister machen dies natürlich nach und gefallen sich darin, ihre Gedanken dem Leser in einzelnen Brocken vorzuwerfen. Schön ist es nicht; man glaubt zuweilen einen asthmatischen Greis zu hören, dem das Sprechen schwer wird. Trösten wir uns mit der Hoffnung, daß dieser Sport, der ja auch der neueren französischen Literatur nicht fremd ist, bald aus der Mode kommen wird.



Tatavla-Mädchen

Eine Skizze aus dem Frauenleben des Orients

Von E. Lindberg-Dovlette



ie Levantinerin!

Sie ist eine trübe und schlechtgeschüttelte Mischung all der verschiedenartigen Volksstämme des Balkans, ein Wirrwarr, das zum Weibe geworden ist, erzeugt in Konstantinopels seltsamer, halb-asiatischer Welt. Sie selbst nennt sich Griechin, aber viel mehr als die Sprache — und auch diese verdreht und verzerrt — hat sie nicht von der Griechin, der würdevollen mit dem reinen Profil, den niedergeschlagenen Augen und dem glatten, glänzenden Haar. Ähnlicher ist die Levantinerin vielleicht der schlauen Armenierin mit den mandelförmigen Augen unter starken zusammengewachsenen Brauen. Die Unverlässlichkeit und Wandelbarkeit ihres Sinnes hat sie sicherlich von der Zigeunerin, wie man sie in Stambuls Gassen zu treffen pflegt, in weiten Weinkleidern, die Zigarette im Mundwinkel und Silbermünzen im Haare, mit wilden Gesten und vibrierenden Nasenflügeln wie die eines witternden Raubtieres.